

Sandkorn und Elefantenbaum – Was Landschaften von Gott erzählen

Aber die zukünftige suchen wir ... – Die Stadt: Sinnbild für Chaos und Vollendung

Wer in eine Großstadt kommt, soll bei der Ankunft beten:

„Möge es dein Wille sein, o Herr, mein Gott, dass du mich in diese Großstadt in Frieden hineinführst.“

Und hat er sein Ziel erreicht, soll er sprechen:

„Ich danke dir, mein Gott, dass du mich in diese Großstadt in Frieden hineingeführt hast.“

So lehrt es die jüdische Weisheit im Talmud. Da hat man den Reisenden förmlich vor Augen, dem das Herz bang wird angesichts der Gefahren, die in der Stadt auf ihn lauern. Hier geht er als Einzelner in der Menge unter. Alle laufen aneinander vorbei, ohne sich zu beachten. Man kann sich verirren in der Stadt, übers Ohr gehauen werden und sogar beraubt. Man wird als ungebetener Gast vielleicht verhaftet.

In der Stadt manifestiert sich die Macht, herrscht der Handel, lockt das Vergnügen, lungert das Elend: Wie leicht kann man da die Ruhe verlieren, wie schnell gerät der Boden unter den Füßen ins Wanken! Darum soll man betend eintreten, den Segen für die Stadt gleichsam mitbringen. Nicht nur, um gut behütet zu bleiben, sondern vor allem: um dem Frieden Gottes auch in der Stadt einen Weg zu bereiten.

Und ich sah die Heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott aus dem Himmel herabfahren, bereitet wie eine geschmückte Braut ihrem Mann.

Und ich hörte eine große Stimme von dem Thron, die sprach:

Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen. Und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er selbst, Gott, wird mit ihnen sein.

Und ich sah keinen Tempel darin, denn der Herr, der allmächtige Gott, ist ihr Tempel. Und ihre Tore werden nicht verschlossen und nichts Unreines wird hineinkommen und keiner, der Gräuel tut und Lüge.

(Apk 21, 2 - 4 und 22.25a.27a)

Am Ende der Bibel, in der Offenbarung des Johannes steht die Vision einer neuen Stadt. Einer Stadt, die keinen Tempel mehr braucht, weil Gott dort überall zu Hause ist. Keiner muss vom andern mehr Böses fürchten.

Die große Stadt, sie wird nicht verschwinden, weil sie so ein friedloser Ort war. Sie wird vielmehr selbst Gottes Welt sein, in der alle zu ihrem Recht kommen. Gottes Gegenwart verwirklicht sich im Gemeinwesen. Das Bild dafür ist die Stadt, in der Gott:

abwischen wird alle Tränen, und der Tod wird nicht mehr sein noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein. (Apk 21, 4)

So hofft die Bibel in ihren letzten Kapiteln. Am Anfang aber erzählt sie von der Heillosigkeit der Stadt. Das fängt schon an mit Kain, dem Brudermörder. Weil er Blut vergossen hat, wird er vom Acker vertrieben – und gründet die erste Stadt. Sie ist bereits verbunden mit dem Kainszeichen der Gewalttätigkeit. Von der Verwirrung der Sprache erzählt dann die Geschichte vom Turmbau zu Babel – eine Folge des Ehrgeizes, alles Machbare auch machen zu wollen. In der Stadt beginnen die Menschen, einander zu missbrauchen, das Laster macht sich breit. Dafür steht Sodom. Am Anfang sind die biblischen Städte mythische Orte der Verirrung.

Doch zwischen den düsteren Urgeschichten und der strahlenden Vision am Ende geht es in der Bibel um eine ganz reale Stadt: um Jerusalem, die Stadt Davids, in der Gott wohnen will und die von Friedlosigkeit doch nicht verschont bleibt. In Jerusalem wird dem Gott, der Israel aus Ägypten geführt hat, noch ein Tempel gebaut. Für die Menschen ein Ort der Vergewisserung: Gott ist der Herr auch in der Stadt mit ihrem Königspalast, ihren zahllosen Geschäften, ihren vielfältigen Spannungen. Im Tempel sollen Zwietracht und Ehrgeiz zur Ruhe kommen.

Große Gotteshäuser haben dann viele Jahrhunderte lang auch die Städte der Christenheit geprägt. Orte der Vergewisserung für die unruhigen Menschen. Meisterwerke der Baukunst, in denen die Armen und die Reichen, die Hohen und die Niedrigen zusammenkamen, um Erbauung zu finden.

Die Kirchen schmücken die Städte noch immer, aber sie dominieren nicht mehr.

Heute ragen die Hochhäuser der Banken höher als die Kirchtürme. Die Menschen strömen in Einkaufspalästen zusammen und feiern am Wochenende ihre Rituale in den Fußballstadien. Fast sieht es aus, als käme der Stadtmensch jetzt auch ohne die Gotteshäuser aus. So leicht kann er an ihnen vorbeigehen und vorbeileben.

Aber wenn er genug hat von flüchtigen Banken, modischen Einkaufszentren und angesagten Megaevents, dann sind sie immer noch da - die Kirchen und Gemeinden in der Nachbarschaft. Und manch einer entdeckt: Es sind gute Orte, um in der Großstadt Frieden zu finden.

Faszinierend ist Berlin-Mitte auf jeden Fall – schmutzig und schick, geschichtsträchtig und gerade erst aufblühend. Überall was los – und mittendrin in der Großen Hamburger Straße die barocke Sophienkirche, ein wenig sanierungsbedürftig. Drumherum verrückte Läden, alternative Kultur, Cafés und anspruchsvolle junge Leute. Darunter auch die Besserverdienenden, die sich über das sonntägliche Glockenläuten beschweren.

Aber im Gottesdienst dann doch immer wieder: Viele junge Familien mit Mann und Maus.

Christina-Maria Bammel: "Sie kommen erst mal zögerlich, so richtig klar wird ihnen dann in den Vorbereitungen: warum, wieso, weshalb eine Taufe – und die letzte Frage ist dann oft, die ich stelle: Was erwarten Sie von der Kirchengemeinde, was erwarten sie von der Gemeinschaft in die Ihr Kind aufgenommen wird – und dann kommt oft die Hoffnung, ja, das offene Türen da sind, jederzeit, wissen Sie, wir sind keine Kirchgänger, wir kommen jetzt nicht jeden Sonntag in die Kirche, aber dass die Tür offen ist und dass wir beheimatet sein dürfen."

Christina-Maria Bammel ist Pfarrerin an der Sophienkirche. Sie weiß: Viele von den jungen Leuten, die in Berlin-Mitte ihre Wohnung suchen, sind erst mal nicht scharf auf die Kirche. Mit dem Einzug in die Großstadt

haben sie sich auch losgesagt von den kuschligen Gemeindefesten und Jugendtreffs ihrer Kindheit. Aber dann bekommen sie selber ein Kind – und die Gemeinde wird wieder interessant. Vielleicht auch schon bei der Hochzeit. Nach langen Jahren der religiösen Abstinenz stellen manche dann bei der Trauung fest: Es ist doch schön, so einen feierlichen Gottesdienst zu erleben. Da könnte man auch mal wiederkommen. Vor allem, weil die Pfarrerin ihnen vermittelt: Ihr gehört dazu.

Christina-Maria Bammel: "Ich glaube, wichtig ist, den Hinzukommenden und den über den Zaun auch Schauenden immer wieder zu sagen: Ihr seid die Gemeinde. Ihr seid die Gemeinde, wenn ihr zusammenkommt, und sei es auch nur einmal zum Taufgottesdienst und dann drei Jahre später zum nächsten Taufgottesdienst und mal zwischendurch zu 'ner Taufferinnerung oder mal zu 'nem Abendgottesdienst. In dem Moment, in dem ihr zusammenkommt, gemeinsam betet, gemeinsam singt, seid ihr Kirche. Es gibt nicht die Gemeinde irgendwo so ein waberndes, geheimnisvolles Etwas: Ihr seid es selbst."

Das bekommt man nicht so oft gesagt in der Stadt, in der man meist nur Kunde, Abnehmer, Publikum ist. „Ihr seid es selbst“. Manche fragen dann auch, wie sie sich einbringen können in die Gemeinde. Nicht immerzu. Dafür haben sie zu viel anderes zu tun. Aber an bestimmten Punkten: Wenn es um einen besonderen Gottesdienst geht oder eine Kulturveranstaltung, sind sie mit ihren Kompetenzen dabei.

Christina-Maria Bammel: "Sie wissen nicht, ob sie den nächsten Sommer noch in Mitte leben. Sie wissen nicht, ob sie nicht vielleicht eine Arbeit annehmen werden in Bremen, München oder Frankfurt oder ob sie vielleicht einfach raus aufs Land ziehen wollen. Aber sie sind für den Moment da und sie wollen sich für den Moment mit dem Ort identifizieren. Sie sagen, das ist ein freundlicher Ort, das ist ein interessanter Ort und wir wollen den aufschließen für uns und das ist vielleicht der große Unterschied: Sie nehmen das selbst in Besitz, was dort am Ort der Kirche ist."

Und hier dürfen sie es auch: die Kirche entdecken als einen Raum, in dem sie nicht in der Masse untergehen. Einen Ort, an dem sie mit Gleichgesinnten selbst ihr Netzwerk knüpfen können, wo sie wissen: Hier können wir realisieren, was uns entspricht:

Christina-Maria Bammel: "Unsere Orgel steht offen, jeder kann sich an die Orgel setzen und sich ausprobieren, die Kirche ist offen, die Nebenräumen sind offen. Man kann dort sich mit andern Müttern treffen, wenn die kalte Jahreszeit ist, man kann sich an den Flügel setzen, wenn man gern spielen möchte, man kann eine eigene kleine Musikgruppe gründen und dann wird die unkompliziert in die Gottesdienstarbeit eingebaut – es ist die niedrige Schwelle. Es geht gar nicht darum, dass wir Vieles servieren, sondern das, was die Menschen brauchen, das geben sie selbst zu erkennen und setzen es dann auch selber um, darauf setzen wir sehr."

Eine Art Frei-Raum zum Selbstsein in der Angebotsfülle der Stadt – so wird das Gotteshaus gebraucht in der Mitte Berlins. Und das kann die Gemeinde sein, eben weil sie auf Gottes Wort hört:

Christina-Maria Bammel: *“Der Pulsschlag des Ganzen, woher wir den Zusammenhalt auch bekommen und das Gefühl von Gemeinschaft in dieser urbanen Situation – das sind die Gottesdienste. Das ist dann egal, ob es ‘n Abendgottesdienst ist mit 10 Leuten oder eine Trauung mit 200, ein Sonntagsgottesdienst mit 80 oder ein Kita-Gottesdienst mit 15 Vorschulkindern – auch das ist Gemeinde – sobald diese Kinder zusammenkommen und sich auf die Wiese vor der Kirche setzen und gemeinsam Gottes Wort hören.“*

Christian Nowatzki: *“Wir haben zusammen gegessen und unsere Freunde eingeladen, wir hatten Wohnzimmerkonzerte und hatten viele Leute eingeladen, wir haben zusammen Ostereier versteckt im Park oder n Osterbrunch gemacht – alle solche Sachen. Immer, wies ja eigentlich sein sollte, mit gemischten Freundeskreisen. Und manche davon haben Interesse gefunden. Also bei meinem ersten Geburtstag 2005 im Mai waren 65 Leute da und kurz danach war unser erster Testgottesdienst und da kamen 25 – und da sieht man: Viele sind nicht gekommen, aber manche sind gekommen. Und die gekommen sind, das war genug, um Hoffnung zu haben, weiterzumachen.“*

Nach seinem Studium wollte Christian Nowatzki nach Berlin. Nicht einfach Pastor werden in einer traditionellen freikirchlichen Gemeinde, sondern selber eine gründen – am besten da, wo der Bär brummt, am Prenzlauer Berg. Er hatte einen Kollegen und Freunde, die mit ihm gingen. Der Bund freier Evangelischer Gemeinden war auch dafür – und so haben sie angefangen, sich im Prenzlauer Berg zu tummeln und Kontakte zu knüpfen. Inzwischen sind es ein paar hundert junge Erwachsene, die sich jeden Sonntag zum Gottesdienst im „Berlinprojekt“ treffen – so heißt die Gemeinde, die sich der Großstadt verschrieben hat und mit einem neuen Erscheinungsbild auftritt:

Christian Nowatzki: *“Wir treffen uns eben nicht in einem alten kirchlichen Gebäude mit hohen Decken und dem Hall und all den Dingen, die man kennt und entweder mag oder nicht mag – aber das ist nicht unsere Situation, sondern wir treffen uns in einem alten Kinogebäude, was sehr bekannt ist in der Stadt, wo viele andere kulturelle Veranstaltungen auch stattfinden, wo wir dann eben unsere Gottesdienste haben und das ist insofern Programm als dass wir dort sein möchten, wo das andere Leben, das normale Leben eben auch stattfindet.“*

Im angesagten Kino Babylon Gottesdienst zu feiern – das mögen offenbar Viele der Anfang-Dreißigjährigen, die in der Mitte Berlins ihren Weg suchen. Manche haben von Haus aus einen freikirchlichen Hintergrund, manche haben in der Landeskirche langweilige Erfahrungen gemacht und nicht wenige entdecken den Glauben und das Gemeindeleben für sich gerade erst ganz neu. Der Gottesdienst wird ein wenig amerikanisch gefeiert: mit poppigem Gesang, aber auch sehr langen Predigten. Das schreckt die jungen Leute nicht ab, die es jetzt ernst meinen wollen mit dem Glauben. Sie sind gar nicht so ungeduldig, wenn sie sich zu Hause fühlen unter ihresgleichen:

Christian Nowatzki: *“Wir erklären jeden Sonntag neu, warum wir Anbetungslieder singen, wir erklären jeden Sonntag neu, warum wir überhaupt zusammen sind, was wir uns erhoffen vom Gottesdienst, wir erklären jeden Sonntag neu, warum wir Abendmahl nehmen und die Personen, die das erklären, sind nicht die Pastoren, sondern sind verschiedene Menschen, Ehrenamtliche aus der Gemeinde, die genauso n normalen*

Job haben, genauso normal im Leben sehen wie jeder andere hier und die finden ihre eigenen persönliche Worte, dadurch wird das sehr persönlich und zugänglich.“

Das Gemeindebüro liegt schick und unauffällig mitten im Kiez zwischen alten Fabrikgebäuden und coolen Cafés. Kein Gummibaum findet sich da und keine geblümete Tischdecke, dafür eine Kunstgalerie und eine leistungsfähige Espressomaschine. Die Stadt im Blut haben und für die Stadt da sein – das ist die Idee dieser jungen Gemeinde, die offenbar gezündet hat:

Christian Nowatzki: *“Unser Motto ist: wir wollen nicht 'ne großartige Kirche bauen, nicht n großartigen Stamm für unsere Irgendwas, sondern wir wollen dazu beitragen, dass die Stadt großartig wird. Wir verbinden uns mit bestehenden sozialen Projekten und vermitteln Ehrenamtliche, machen das sozusagen unsern Single-Freunden hier im Mitte-Kontext ganz leicht, ne ehrenamtliche Tätigkeit zu machen, die sie sonst vielleicht nie gemacht hätten und sorgen dann dafür, die hier so'n bisschen im Mitte- Prenzlauer Berg Kokon sitzen im Wedding oder in Lichtenberg Kindern bei ihren Hausaufgaben helfen, mit denen sie sonst nie was in ihrem Leben zu tun gehabt hätten.“*

Die jungen Erwachsenen, fast alle Singles, haben das Gefühl, dass sie die Kirche in der Stadt noch einmal neu erfinden und das macht ihnen Spaß. Auch der stabile Freundeskreis in der Gemeinde ist wichtig, wenn man allein in der Großstadt wohnt. Das ist aber nicht alles, meint Christian Nowatzki. Die Gemeinde ist auch der Ort, wo sie den Karrieredruck mal loslassen können:

Christian Nowatzki: *“Jeder kommt hierher, um sich 'n Namen zu machen – entweder zum Studium oder zum ersten Job und die Anforderungen sind groß. Jeder muss performen, und wenn's nur der Leistungsdruck ist auf der Basis: wie seh ich aus, was hab ich für Sneakers, bin ich cool genug? Und dann kommt hinzu, dass viele Leute dann auch langsam Anfang 30 werden sich auch die Frage stellen: Was ist eigentlich, was ist mein Lebensmittelpunkt, – und da spielt der Glaube 'ne Riesenrolle. Denn der Glaube ist ja die Antithese zum Leistungsdruck, der eine Ort im Leben, wo ich hingehen kann und wirklich komplett auf der Umdrehung des Leistungsprinzips fungiere, nämlich wirklich angenommen werde, ohne irgendwas vorzuzeigen.“*

Ein Stadtaffe ist Georg Schubert nun nicht. Im Gegenteil. Die meiste Zeit hat er schön still auf dem Land gelebt, in Montmireil im Schweizer Kanton Neuchatel. Dort hat die Kommunität Don Camillo ihren Sitz, die Georg Schubert zusammen mit Freunden gegründet hat. In Monmireil leben Familien und Alleinstehende in verbindlicher geistlicher Gemeinschaft, sie bewirtschaften ein Gut und führen ein Gästehaus. Doch vor ein paar Jahren haben sich einige von ihnen überlegt, zurück in die Stadt zu gehen – dahin, wo die meisten Menschen leben und auch, weil Gott da ja wohnen will:

Georg Schubert: *“Die Bibel hat einen Ausgang, der nicht zurück ins Paradies führt, sondern in die neue Stadt – also auch da ist nicht das Paradies der Ort, den wir anstreben, sondern die Stadt und von daher ist es vielleicht ganz gut, sich schon mal zu üben in der Stadt zu leben.“*

Dass sie es nun gleich an einer der verrücktesten Ecken in Berlin tun würden, hatten die Schweizer zunächst nicht im Sinn. Doch man hat sie gebeten, zu kommen. Die Segenskirche an der Schönhauser Allee wurde für das alltägliche Gemeindeleben nicht mehr gebraucht. Etwas Neues sollte entstehen: Ein evangelisches Stadtkloster, ein Ort für spirituelle Übung mitten in der Großstadt. Georg Schubert und die Seinen ließen sich auf das Abenteuer ein – und zogen in das heruntergekommene Gemeindehaus gleich neben der roten Backsteinkirche. Und nun gibt es in der Schönhauser Allee nicht nur jede Menge schräger Läden, sondern auch einen Ort, an dem täglich Stundengebete gehalten werden:

Georg Schubert: “Das Eine, was wir gleich zu Beginn angefangen haben und bis heute machen, sind Stundengebete, also liturgische Gebete, morgens um 8 und über Mittag um 12, die dauern so über 'ne viertel Stunde, kurze Gebete am Tag – das ist jetzt kein Publikumsrenner, aber wir sind auch selten allein. Also, es sind meistens Menschen aus der Umgebung, Touristen, Freunde, Leute, die das zufällig sehen, die dann kommen und hier mitbeten.“

So haben auch schon mal zwei Muslime teilgenommen, die erst nur neugierig auf diese Kirche waren. Ins Stadtkloster kommen jetzt auch Reisegruppen, die ihren Berlin-Trip mit Einkehrtagen verbinden wollen. Darum ist Georg Schubert ja hergekommen: Er will zusammen mit andern herausfinden, ob spirituelle Erfahrungen nicht auch mitten im urbanen Getümmel möglich sind.

Georg Schubert: “Gibt es Formen des Gebetes, die nicht gegen die Stadt, sondern mit der Stadt funktionieren? Wie betet man in der U-Bahn? Man fährt hier Stunden lang, alle fahren stundenlang im öffentlichen Verkehr rum. Wie macht man das? Wie nutzt man die Orte, die hier sind, um still zu werden? Geht das? Kann man das? Und kann das vielleicht sogar mit Gewinn tun?“

Wie hieß es noch im Talmud? Wenn einer in eine Stadt kommt, so möge er beten. Beten, um dem Frieden Bahn zu schaffen. Den inneren Frieden zu bewahren und zum Frieden im Miteinander beizutragen. Dazu muss man nicht unbedingt in die Kirche gehen. Georg Schubert rät seinen Besuchern:

Georg Schubert: “Setzt euch mal 'ne halbe, dreiviertel Stunde da auf die lange Bank beim Kollwitzplatz, nicht, um für irgendetwas zu beten, sondern einfach, um in Stille dazusitzen, also so, wie man das normalerweise in der Kapelle macht oder in einer Kirche an diesem Ort: Lasst den Ort und die Menschen und das was da geht, auch auf euch wirken und fragen: Was will Gott mir jetzt hier sagen?“

Pfingsten 2012. In Berlin wird der Karneval der Kulturen gefeiert. In den Straßen drängen sich die Touristen, die Luft vibriert von Feierlaune, die Stadtaffen stürmen die Clubs. Was für ein Segen, dass dieses fröhliche Getümmel möglich ist neben all dem Bösen, für das diese Stadt auch steht.

Es ist ein Segen, aber es ist nicht Gottes neue Stadt, die wir immer noch oder wieder neu suchen.

Die Gotteshäuser werden noch gebraucht – als Orte, an denen man sich sehnt nach der neuen Stadt, in der alle zu ihrem Recht kommen. Und auch sie sind offen in dieser Pfingstnacht. Freundliche Räume, in denen eine wohltuende Stille herrscht. In der ein jeder mit seiner eigenen kleinen Stimme gehört wird. Und Gottes Wort zu Gehör kommt.

Musik dieser Sendung:

Musik 1: Friede für Jerusalem, Hebräisches Volkslied.

Musik 2: Jerusalem, du hochgebaute Stadt, Ludwig Güttler.

Musik 3: Berlin im Licht, Ingrid Caven.

Musik 4: Summer in the City.

Musik 5: Stadtaffe, Peter Fox.

Musik 6: Jerusalem, Alphaville.

Musik 7 = Musik 6.